

Niko Strobach

Putnams „Gehirne im Tank“: eine neue Dimension des Skeptizismus¹

1. Einleitung

In diesem Artikel soll dafür plädiert werden, dass der erkenntnistheoretische Skeptizismus besser dastehen könnte, als es den Anschein hat. Es geht dabei um das berühmte „Gehirne-im-Tank“-Argument Hilary Putnams, das dieser zuerst im ersten Kapitel seines Buchs „Reason, Truth and History“² präsentiert hat und das er selbst als *antiskeptisches* Argument in Bezug auf die Existenz der Außenwelt ansieht. Da das Argument eine kaum mehr überschaubare Fachdebatte ausgelöst hat, beanspruche ich weder für die Darstellung noch für die Rekonstruktion des Arguments besondere Originalität und verzichte daher darauf, auf andere Literatur zum Argument einzugehen. Allerdings scheinen mir gute Darstellungen des Arguments noch immer nicht sehr häufig zu sein, und die hier vorgeschlagene Interpretation ist, soweit ich sehe, zumindest nicht gang und gäbe. Die typische Reaktion auf Putnams Argument scheint nämlich zu sein, dass irgendetwas daran nicht stimmt und deshalb der (Außenwelt-)Skeptizismus damit nicht widerlegt ist. Ich möchte – nach einigen kleineren Kritikpunkten – dagegen die folgende Interpretation vorschlagen:

Putnams Argument ist nicht nur sehr originell, sondern auch vor dem Hintergrund einer bestimmten Bedeutungstheorie völlig in Ordnung. Es lässt sich, was sehr wichtig ist, auch nichtpetitiös formulieren. Nur zeigt die nichtpetitiöse Formulierung, dass es sich dabei um ein Argument *für* und nicht gegen den Skeptizismus handelt. Es verleiht sogar dem Skeptizismus eine neue Dimension, indem es zeigt, wie sehr die plausible Bedeutungstheorie, die dem Argument zugrundeliegt, eine skeptische Haltung bezüglich der Frage nahelegt, ob wir überhaupt wissen, welche Sprache wir sprechen.

Putnams Argument ist kompliziert,³ und ohne den Hintergrund seiner Sprachtheorie schwer zu verstehen. Daher ist, nach Ausräumung zweier typischer Missverständnisse, zunächst diese Theorie zur besseren Erinnerung zu skizzieren. Danach soll das Argument in Form dreier kleiner Filmszenen rekonstruiert werden. Deren Stil verlässt aufgrund der Textsorte den des wissenschaftlichen Diskurses. Dennoch behält die Rekonstruktion den Anspruch der Klarheit und Fairness bei. Schließlich will ich im interpretativen Teil des Textes darauf hinweisen, wieso mich das Argument nicht als antiskeptisches Argument überzeugt, in welchem Rahmen ich es aber als skeptisches Argument sehr beachtlich finde.

¹ Dieser Text ist die ausgearbeitete Version eines Vortrags im Rahmen des Seminars „Kopfkino – philosophische und theologische Grundprobleme im Film“ in Vorbereitung auf den Film „The Matrix“. Ich danke den Mitveranstaltern PD Dr. Rochus Leonhard und PD Dr. Martin Rösel von der theologischen Fakultät der Universität Rostock sowie allen Teilnehmern des Seminars. Mein besonderer Dank gilt Sebastian Schmoranzer M.A. (WWU Münster) für erhellende Diskussionen über und vielfältige Literaturhinweise zu Putnams Argument im Rahmen der Entstehung seiner Magisterarbeit, die freilich ganz andere Schwerpunkte setzt.

² New York: Cambridge University Press, 1981. Dt. als „Vernunft, Wahrheit und Geschichte“, übers. von Joachim Schulte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990.

2. Darstellung des Arguments

2.1. Zwei Vorurteile

Leider trifft man im Zuge der Popularisierung Putnams immer wieder auf zwei Vorurteile, die zunächst auszuräumen sind:

- (1) „Putnam ist dieser enorm phantasievolle Philosoph, der meint, es könnte stimmen, wenn jemand sagt: ‚Ich bin ein Gehirn im Tank, dem ein verrückter Wissenschaftler die Wirklichkeit nur vorgaukelt.‘“
- (2) „Putnams Gedankenexperiment von den Gehirnen im Tank ist die moderne Version von Descartes’ Zweifel an der Existenz der Außenwelt in der 1. Meditation“.

Nicht nur (1), sondern auch (2) ist schlicht falsch. Putnam meint im Gegensatz zu (1), ein Argument dafür zu haben, dass die Aussage „Ich bin ein Gehirn im Tank“ *nicht* wahr sein kann. Außerdem ist aber ein Szenario, in dem immerhin Gehirne herumliegen und Wissenschaftler herumlaufen, weit von dem letzten Punkt entfernt, den Descartes’ methodischer Zweifel erreicht: schließlich will Descartes sich den Vorgang der *cogitatio* völlig ohne körperliche Basis vorstellen können. Er könnte daher mit *Gehirnen* im Tank gar nicht so weiterargumentieren, wie er es tut.

2.2. Die Hintergrundtheorie

Putnams Argument beruht auf einer Sprachtheorie, die seit Beginn der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts mit ziemlich unterschiedlichen Hintergrundannahmen v.a. von Putnam selbst und von Saul Kripke vertreten wird. Diese Theorie wendet sich – etwas vereinfacht gesagt – gegen die Auffassung, Wörtern Bedeutung zu verleihen sei eine völlig interne Sache des menschlichen Geistes. Vielmehr spielt nach dieser Theorie die Wirklichkeit mit eine Rolle für die Frage, was die von uns benutzten Wörter (und auch von Gedanken oder Sätze, in denen sie vorkommen) bedeuten.

So betont beispielsweise Kripke, dass *Eigennamen* keine über Eigenschaften definierten Begriffe sind, sondern, gleichsam wie akustische Namensschilder, auf ihren Träger verweisen, was auch immer er einmal für Eigenschaften haben mag oder haben könnte.⁴ Namen für *natürliche Arten* (z.B. Tierarten) funktionieren nach Kripke genauso: „Katze“ ist kein über Eigenschaften definierter Begriff, sondern ein Wort, das auf jedes Exemplar derselben Art zutrifft, von der z.B. Maunzo ein Exemplar ist. Da der Begriff „Katze“ nicht über Eigenschaften definiert ist, könnte es sich nach Kripke herausstellen, dass Katzen in Wirklichkeit kleine Dämonen sind.⁵ Putnam vertritt in seinem Text „The Meaning of Meaning“ die Ansicht, dass das Wort „Wasser“ für einen Erdling, der es für H₂O verwendet wird, nicht dasselbe bedeutet wie für einen Zwerdling auf Zwillingserde („Twin Earth“), der es für das völlig gleich aussehende XYZ verwendet, auch wenn die beiden von dem Unterschied nichts ahnen. Sein Fazit: „meanings’ just ain’t in the head“.⁶

³ Putnam berichtet a.a.O., dass er mehrere Jahre gebraucht hat, um zu glauben, dass es wirklich funktioniert.

⁴ Saul Kripke, *Naming and Necessity* [1972], Oxford: Blackwell, 1980, Lectures I + II.

⁵ A.a.O. Lecture III, bes. S.126.

⁶ Putnam, *The Meaning of „Meaning“*, in: *Mind, Language and Reality*, Cambridge 1975, S.215-271, bes. S.223.

2.3. Putnams Argument in drei Filmszenen

1. Szene

Der Astronaut A trifft auf einer Weltraumreise auf eine Kolonie von an Computer angeschlossenen Gehirnen in Tanks, unter ihnen das Gehirn G, die dort Dr. M, ein durchgeknallter Wissenschaftler, herangezüchtet hat.

M (*stolz*): Sehen Sie, meine prächtigen kleinen GITs...

A: GITs?

M: Ja: Gehirne-im-Tank. Hier, z.B. G. Es kann Deutsch.

A: Ach ja? Und wie haben Sie ihm das beigebracht?

M: Ganz normal. Durch zeigen. Als es z.B. wissen wollte, was ein GIT ist, habe ich ihm das Bild eines Gehirns in einem Tank auf den visuellen Cortex projiziert, indem ich die Datei GIT-Bild.exe gestartet habe, und die Deutschlehrer-Stimme habe sagen lassen: "Etwas wie das da". Immer wenn ich das später wieder gemacht habe, dachte es "O, ein GIT!". G ist überhaupt ein Prachtexemplar. Sehr begabt. Es philosophiert.

A: Woher wissen Sie das?

M: Ich schalte mal das Cerebroskop ein. Sie können damit die Denkblasen abhören. Meine Erfindung.

G: (*grübelnd*) Bin ich vielleicht ein GIT?

M: Hihhi, ist das nicht köstlich?

A: Ich verstehe nicht. Es fragt sich, ob es ein GIT ist. Und es ist eins.

G: (*grübelnd*) Nein, ich bin kein GIT.

M: Hoho! Richtig!

A: Wieso richtig? G ist doch ein GIT!

M: Sicher, aber Sie müssen G richtig verstehen. G hat doch bloß gelernt, dass ein GIT genau ein Exemplar der Sorte von Gegenständen ist, die üblicherweise GIT-Eindrücke produzieren. Was meint G also, wenn es "GIT" denkt?

A: Das ist ja unglaublich: die GIT-Bild.exe!

M: Sehen Sie. Und: Ist G eine Computerdatei?

A: Natürlich nicht. G ist ja ein GIT.

M: Also denkt G die Wahrheit, wenn es denkt "Ich bin kein GIT".

G: (*verstärkt grübelnd*) Doch, ich bin ein GIT!

A: Ja, richtig! Du musst die Wahrheit aushalten!

M: (*krümmt sich vor Lachen*) Bruuuuuuuuahrgh!! Falsch! Total falsch!

A: Aber wieso das denn? G ist doch ein GIT!

M: Das heißt noch lange nicht, dass es etwas Wahres denkt, wenn es denkt "Ich bin ein GIT". Wenn G "GIT" denkt, meint es doch die GIT-Bild.exe. Und: ist G eine Computerdatei?

A: Nnnnein.

M: Richtig! Jedes GIT, dass es nach meinem Deutschunterricht dahin bringt, zu denken "Ich bin ein GIT" liegt damit total daneben, und zwar weil es ein GIT ist. Kein GIT kann wahrheitsgemäß den Gedanken fassen "Ich bin ein GIT".

A: Das ist ja die völlig undurchschaubare Täuschung! Bloß weg hier.

M: Bleiben Sie doch. Ich könnte gut ein wenig frische Hirnmasse...

2. Szene

A trifft auf dem nächsten Planeten auf eine Kolonie GITs, unter ihnen B, die seit Jahrmillionen natürlich auf Biocomputern der Sorte Gaia vorkommen. Gaias können zufällig mit speziellen GIT-Bild-Duftmarken auf dem visuellen Cortex von GITs GIT-Bilder hervorrufen, was auch häufig passiert. B hat sich zufällig das Denken auf Deutsch angewöhnt.

A: O je. Schon wieder sowas. Gut, dass ich M das Cerebrooskop geklaut habe. (*lauscht*)

B: (*auf eine GIT-Bild-Duftmarke hin*) Oh, ein wunderschönes GIT...

A: Ah, es kann Deutsch.

B: (*sinnierend*) Bin ich vielleicht selbst ein GIT? Ja, ich muss wohl ein GIT sein!

A: Blödsinn. Du bist ein GIT und keine Duftmarke.

B: (*seufzt*) Nein, ich bin wohl doch kein GIT.

A: Riiichtig. Denn wann immer du sagst oder den Gedanken fasst "Ich bin ein GIT", ist dieser Gedanke mit Sicherheit falsch. Du bist ja schließlich ein GIT und keine Duftmarke. Und wann immer du sagst oder den Gedanken fasst "Ich bin kein GIT", ist dieser Gedanke mit Sicherheit wahr.

3. Szene

Back to Planet Earth. Das Irrenhaus der NASA für Astronauten mit Spätschäden. A im Gespräch mit Irrenarzt I.

A: Ich bin kein GIT!

I: A-ha. Was ist ein GIT?

A: Das, was üblicherweise den Eindruck eines Gehirns im Tank hervorruft.

I: Sie meinen ein Gehirn im Tank? Und wieso sagen Sie dauernd, dass Sie kein GIT sind?

A: Ich will ausschließen, dass ich ein GIT bin.

I: Einfach indem Sie es sagen?

A: Es klappt garantiert. Angenommen, ich bin keins. Dann ist es nicht schlimm, wenn ich sage "Ich bin kein GIT". Das ist dann wahr. Nun angenommen, ich bin doch eins. Dann muss ich nur weiter sagen "Ich bin kein GIT", und es ist auch wahr. Und wenn die Aussage "Ich bin kein GIT" wahr ist, dann bin ich kein GIT. Die Aussage "Schnee ist weiß" ist doch auch genau dann wahr, wenn Schnee weiß ist. Also bin ich kein GIT, hehe..

I: Er muss Furchtbares durchgemacht haben...

3. Interpretation

3.1. Was mich nicht ganz überzeugt

Die dritte Filmszene deutet vielleicht schon an, dass ich nicht ganz überzeugt davon bin, dass Putnam wirklich beweist, dass ich kein Gehirn im Tank bin. Ich bin auch nicht sicher, ob das ursprünglich wirklich seine Absicht war. Vielleicht ging es ihm viel mehr um Sprachtheorie als um Erkenntnistheorie. Auf jeden Fall hat die Anwendung des Tarski-Schemas am Ende der dritten Szene den Touch des Suspekten. Dennoch bin ich der Meinung, dass das Argument, so wie es in den ersten beiden Szenen zu sehen ist, eigentlich in Ordnung ist. Ich bin auch nicht der Auffassung, dass die „externalistische“ Theorie der Bezugnahme das Problem darstellt, denn ich halte sie zumindest für die angegebenen Beispiele für richtig.

Nur ist der Punkt, den das Argument beweist, eingeschränkter, als man zunächst meinen mag. Entscheidend an Putnams Beispiel ist die überraschende Verteilung der Wahrheitswerte bei der von X getroffenen Aussage „Ich bin ein GIT“ bei der Fallunterscheidung „Wenn X ein GIT ist...“ / „Wenn X kein GIT ist“: In beiden Fällen ist der Wahrheitswert „falsch“.

Kann ich, wenn die Dinge so liegen, Zweifel daran, dass die Welt auch nur annähernd so ist, wie ich meine, überhaupt noch formulieren?

1. Dies wäre problematisch, wenn die von Putnam vorgeführte einseitige Verteilung der Wahrheitswerte systematisch bei *jedem* Versuch auftreten müsste, solche Zweifel zu formulieren, und nicht nur bei der Aussage „Ich bin (vielleicht) ein GIT“. Doch dies ist nicht der Fall: man mag z.B. zur Kontrastierung etwas sagen wie „Vielleicht bin ich kein Mensch, sondern ein GIT“ oder einfach „Ich bin vielleicht kein Mensch“ bzw. „Vielleicht ist es nicht der Fall, dass ich ein Mensch bin“. Interessanterweise sind bei der zugrunde liegenden Aussage „Ich bin ein Mensch“ die Wahrheitswerte in Putnams Szenario schon wieder so verteilt, wie man es erwarten würden, wenn auch aus etwas seltsamen Gründen: „Ich bin ein Mensch“ heißt nach der zugrunde gelegten Bedeutungstheorie für Putnams Gedankenexperiment soviel wie „Ich bin selbst ein Exemplar der Art von Gegenständen, die üblicherweise bei mir Menschen-Eindrücke hervorrufen“ (der Zusatz „üblicherweise“ ist nötig, denn manchmal träume ich ja tatsächlich, und dabei rufen Zustände meines eigenen Gehirns Menschen-Eindrücke hervor). Wenn alles in Ordnung ist, so sind es gerade Menschen, die bei mir üblicherweise Menschen-Eindrücke hervorrufen, und ich bin selbst ein Mensch; somit ist der Satz wahr. Ist das Putnam-Szenario verwirklicht, so ist eine Menschbild.exe dasjenige, was bei mir Menschen-Eindrücke hervorruft, und ich bin selbst ein GIT. Da ein GIT etwas anderes ist als eine Computerdatei, ist die Aussage falsch. Wenn auch vielleicht nicht in jedem denkbaren Szenario, so könnte ich also doch im Putnam-Szenario meine Zweifel sinnvoll durch die Frage ausdrücken „Bin ich ein Mensch?“, selbst wenn ich sie nicht sinnvoll durch die Frage ausdrücken kann „Bin ich ein GIT?“: eine kuriose Asymmetrie.

2. Kommt es einem sehr seltsam vor, dass „Mensch“ je nach Szenario etwas anderes bedeutet, und will man deshalb die zweifelnde Frage nicht als „Bin ich wirklich ein Mensch?“ formulieren, so kann man die zugrunde gelegte Bedeutungstheorie ausnutzen und folgendes formulieren:

„Sind die Gegenstände, die üblicherweise die Eindrücke bei mir hervorrufen, von denen ich meine, dass sie üblicherweise von solchen Gegenständen hervorgerufen werden, wie ich selbst einer bin, vielleicht gar nicht wirklich solche Gegenstände, wie ich selbst einer bin?“

Und man mag hinzufügen:

„Werden meine Eindrücke vielleicht überhaupt nicht auf die Weise hervorgerufen, von der ich meine, dass es die Weise ist, auf die sie hervorgerufen werden?“

Ein sehr überzeugter Verfechter der verwendeten Bedeutungstheorie könnte zunächst sagen, dass das Unsinn ist, weil ohne Bezugnahme auf das Szenario *nie* ausgemacht ist, was ich meine. Aber das scheint mir eine Überinterpretation zu sein: die kausale Bedeutungstheorie selbst muss zugeben, dass eine Aussage wie „Kripke *meint*, dass Katzen Tiere sind“ selbst dann sinnvoll ist, wenn sich herausstellt, dass Katzen überhaupt keine Tiere sind.

Schon an dieser Stelle mag man feststellen, dass Putnams Argument mit einer klassischen Variante des Skeptizismus zumindest kompatibel ist, nämlich der, die gerade im ernsthaften Stellen der zuletzt genannten Frage besteht. Doch das ist nicht alles.

3.2. Die neue Dimension des Skeptizismus

Weit entfernt davon, dass es skeptische Zweifel widerlegt, werden durch Putnams Argument diese Zweifel in gewisser Weise noch verschärft. Entscheidend dafür ist, dass das Argument seine volle Kraft nur als Fallunterscheidung gewinnt:

Fall 1: Ich spreche Normal-Deutsch

(weil die Welt ist im wesentlichen so ist, wie ich meine).

Fall 2: Ich spreche GIT-Deutsch

(weil die Welt sehr anders ist, als ich meine).⁷

Putnams Punkt ist, dass ein gewisser Satz ("Ich bin ein GIT") falsch wird, egal, welche Sprache ich spreche. Aber das Argument ist nur dann nicht petitiös in der einen oder anderen Richtung, wenn es nicht voraussetzt, dass ich schon weiß, *welcher Fall vorliegt*. Das heißt aber nichts anderes, als zu akzeptieren: Ich kann nie erkennen, welche Sprache ich überhaupt spreche. Putnams Wirkung in der Sprachphilosophie müsste deshalb eigentlich dieselbe sein wie die Freuds in der Psychologie: Ich bin nicht einmal Herr im eigenen Haus. Im Grunde ist das ja gerade das „Externalistische“ an einer externalistischen Bedeutungstheorie. Die beste Art, zu beschreiben, was sein könnte, ohne beschreibende Ausdrücke oder überhaupt nur das Wort "meinen" zu verwenden, könnte denn auch tatsächlich sein, zu sagen:

"Ich weiß gar nicht, welche Sprache ich spreche / denke."

Es mag nun sein, dass ein gewisser Satz ("Ich bin ein GIT") falsch wird, egal, welche Sprache ich spreche. Aber das erscheint, wenn man es so betrachtet, nun wirklich kein Punkt gegen den Skeptizismus zu sein, sondern eher dessen Ausdehnung auf das zuvor vorausgesetzte Wissen um die von mir verwendete Sprache.

Man kann es auch positiv sehen: Sollte es eines weiteren Anstoßes bedürfen, warum ich annehmen sollte, dass ich die wesentlichen Züge der Welt richtig vermute, so ist es im Lichte der externalistischen Bedeutungstheorie dieser: Nur wenn ich dies annehme, kann ich auch hoffen, ungefähr einschätzen zu können, welche Sprache ich spreche.

⁷ Es ist zu beachten, dass "dasjenige, was üblicherweise GIT-Eindrücke bei mir hervorruft", keine dialektneutrale Definition von "GIT" ist, sondern nur eine Beschreibung der durch den Spracherwerb bedingten Verwendungsmethode des Ausdrucks.

4. Fazit

Selbstverständlich glaube ich nicht, dass ich GIT-Deutsch spreche; vielmehr glaube ich bis hin zur festen Überzeugung, dass ich mehr oder weniger Normal-Deutsch spreche. Aber es scheint mir nicht ausgemacht, dass es ein Nachteil sein muss, wenn dafür kein Beweis zur Hand ist. Ontologischer Realismus (als Glaube) und Skeptizismus bedingen sich. Dies gilt nicht nur in der von Thomas Nagel ganz richtig gesehenen Richtung, dass erst der Realismus den Skeptizismus verständlich macht,⁸ sondern auch insofern, als gilt: Je mehr Skeptizismus man zulässt, desto mehr Realismus kann man haben, ohne ihn krampfhaft epistemisch absichern zu müssen. Das Ende der Philosophie ist dieser Skeptizismus sicher nicht. Eher will er als auf sympathische Weise spielerische und entspannte, und damit – denkt man etwa an Platons Frühdialoge – vielleicht sogar besonders *philosophische* Variante der Philosophie erscheinen, die feste Überzeugungen aber auch nicht ausschließt.

⁸ Thomas Nagel, *The View from Nowhere*, Kap. VI (“Thought and Reality”), Oxford 1986, S.90; dt. als “Der Blick von Nirgendwo”, übersetzt von M.Gebauer, Frankfurt / M. (suhrkamp) 1992, S. 157; vgl. auch den Wiederabdruck des Kapitels in Marcus Willaschek (Hg.), *Realismus*, Paderborn (Schöningh UTB) 2000, S.53 – 66, bes. S.53.